

Gerald Hüther

Die Evolution der Liebe

Was Darwin bereits ahnte und die Darwinisten
nicht wahrhaben wollten

≡book

Vandenhoeck & Ruprecht



Gerald Hüther, Die Evolution der Liebe

Gerald Hüther

Die Evolution der Liebe

Was Darwin bereits ahnte
und die Darwinisten
nicht wahrhaben wollen

7. Auflage

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-525-01452-3
ISBN 978-3-647-01452-4 (E-Book)

Umschlagabbildung: Gustav Klimt,
Insel im Attersee (Ausschnitt),
um 1901, Öl auf Leinwand, Privatbesitz, New York

© 2012, 1999, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen/
Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U.S.A.
www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind
urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als
den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen
schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Printed in Germany.

Satz: KCS, Buchholz i.d. Nordheide.
Druck und Bindung: ⊕ Hubert & Co, Göttingen.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

Prolog

– Vergängliche Erfahrungen	7
----------------------------------	---

Die Menschen und die Liebe

– Eine kurze Liebesgeschichte	13
-------------------------------------	----

Die Naturforscher und die Liebe

– Eine fragwürdige Geschichte	23
-------------------------------------	----

Aufbruch ins Ungewisse: Beginn einer Odyssee ..	26
---	----

Erster Kurswechsel: Sozialdarwinismus	40
---	----

Zweiter Kurswechsel: Verhaltensdeterminismus ..	42
---	----

Dritter Kurswechsel: Soziobiologie	45
--	----

Zwischenbilanz einer hundertjährigen Kreuzfahrt: Kein Land in Sicht	55
--	----

Die Biologie der Liebe

– Eine zusammenhängende Geschichte	59
--	----

Was die Welt im Innersten zusammenhält	61
--	----

Was den Einzelnen im Innersten zusammenhält ..	65
--	----

Was ein Paar im Innersten zusammenhält	70
--	----

Was eine Gruppe im Innersten zusammenhält	77
--	----

<i>Der Baum des Lebens und die Früchte der Liebe</i>	
– Eine unendliche Geschichte _____	87
<i>Epilog</i> _____	
– Variationen über ein Thema _____	99
Literatur _____	103

Prolog

Vergängliche Erfahrungen

Das faszinierendste Phänomen, das die Evolution des Lebens auf dieser Erde hervorgebracht hat, ist die Liebe. Wir können sie mit all unseren Sinnen wahrnehmen, und doch hat sie keine bestimmte Gestalt. Sie ist selbst für unsere modernsten Meßgeräte unsichtbar, unmeßbar, unberechenbar, und doch sind sich fast alle Menschen einig, daß es sie gibt. Demjenigen, der sie erlebt, verleiht sie ungeahnte Kräfte. Wer an sie glaubt, so heißt es, kann Berge versetzen und – was noch viel schwerer ist – sogar über seinen eigenen Schatten springen. Dabei ist sie doch nur ein Gefühl.

Über nichts anderes ist im Verlauf der Menschheitsgeschichte mehr nachgedacht, erzählt und geschrieben worden als über dieses große Gefühl. Dennoch ist die Liebe etwas geblieben, über das wir so gut wie nichts wissen. Wir haben ihr viele Namen gegeben, sprechen von Zuneigung, Hingabe, Verbundenheit, Zuwendung, Sympathie, Leidenschaft, Begehren und meinen immer das gleiche, eben Liebe.

Wir haben die Liebe auch ordentlich sortiert, unterscheiden personenbezogene und objektbezogene, geschlechtliche und ungeschlechtliche, kindliche und elterliche, menschliche und göttliche, aktive und passive.

Wir wissen fast alles, was es zu wissen gibt, sogar wie man auf den Mond fliegt und Atombomben baut, wie schnell das Licht sich ausbreitet und wie man es bün-

delt, wie die Erde und wie das Leben entstanden sind, wie man Gene manipuliert und Menschen klonet. Aber weshalb es die Liebe gibt, wo sie herkommt und wozu sie dient, das wissen wir nicht.

Was wir nicht wissen, müssen wir glauben. Glauben können wir sowohl das, was wir selbst – wie wir sagen »am eigenen Leib« – erfahren haben, als auch das, was wir von anderen, »vom Hörensagen« erfahren haben. Die Welt, in der wir leben, verändert sich ebenso rasch, wie die in dieser Welt möglichen, erlebbaren Beziehungen der Menschen zueinander. Damit ändert sich freilich auch all das, was ein einzelner Mensch in dieser Welt über die Liebe erfahren oder in Erfahrung bringen kann. Inzwischen glauben immer mehr Menschen, daß die Liebe nicht mehr (eher weniger) als ein romantisches Gefühl sei, das einen Mann und eine Frau instinktiv für eine gewisse Zeit verbindet, oder eine als Gefühl erlebte Bindung, die zwischen Eltern und ihren Kindern natürlicherweise entsteht, um in ebenso zwangsläufig-natürlicher Weise wieder zu vergehen. Dieser inzwischen weit verbreitete Glaube entspringt aus der selbst gemachten oder von anderen übernommenen Erfahrung dieser Menschen mit der Liebe in ihrer jeweiligen Lebenswelt. Seit etwa einhundert Jahren haben sich überall auf der Erde die Beziehungen der Menschen zueinander, und damit auch die Erfahrungen, die Menschen mit der Liebe machen konnten, innerhalb weniger Generationen dramatisch verändert, in manchen Regionen rascher, in anderen weniger rasch. In manchen Ländern hat dieser Prozeß bereits sehr früh eingesetzt, in anderen kommt er erst jetzt, dafür aber um so mächtiger in Gang.

Noch gibt es überall Menschen, die ihre eigenen Erfahrungen mit der Liebe machen konnten, weil sie

Gelegenheit hatten, dieses Gefühl während ihrer Kindheit selbst zu erfahren, und weil es ihnen gelungen ist, sich den Glauben an die Bedeutung dieses Gefühls zu erhalten. Ob ihre Zahl im Lauf dieses Jahrhunderts abgenommen hat, ist schwer abzuschätzen. Eines aber ist überdeutlich: Sie sind mit der Zeit immer leiser geworden. Sie teilen ihre Erfahrung anderen, vor allem fremden Menschen, immer seltener mit.

So laufen wir Gefahr, daß es unserer Gesellschaft mit der Erfahrung über die Liebe ähnlich ergeht wie den Südseeinsulanern mit ihrem Wissen über die Seefahrt. Deren Vorfahren hatten einst mit unglaublich geschickt gebauten, seetüchtigen Booten den gesamten Pazifik durchkreuzt. Dabei waren sie auf die noch heute so paradiesisch anmutenden Südseeinseln gestoßen. Sie ließen sich dort nieder und wurden in dieser neuen Welt heimisch. Innerhalb kurzer Zeit wußten nur noch wenige, und nach einigen Generationen hatten sie allesamt vergessen, wie man seetüchtige Boote baut und auf hoher See navigiert.

Auch unsere Vorfahren haben sich erst vor wenigen Generationen auf den Weg gemacht, mit Hilfe ihrer Vernunft eine für sie zu muffig und zu eng gewordene Welt mit ihren mittelalterlichen Dogmen und Schranken zu verlassen. Lang genug hatten sie geglaubt, die Liebe sei ein Geschenk Gottes, und wer sie in sich trage, überwinde alles Leid dieser Welt. Jetzt waren sie davon überzeugt, daß dem Leid so nicht beizukommen sei, und sie machten sich unter dem Banner der Aufklärung daran, ihr Leid mit Hilfe ihres Verstands zu beenden. Sie streiften die Ärmel hoch und kehrten alles weg, was sie bisher daran gehindert hatte, sich ihres eigenen Intellekts zu bedienen. Der Erfolg war überwältigend, die Begeisterung über die neuentdeckte

Kraft der nackten Vernunft griff um sich und hielt einige Generationen an. Es schien zunächst so, als ließe sich das Leid und die Angst des einzelnen mit Hilfe dieses neu entdeckten Verstandes tatsächlich überwinden. Im Lauf der Zeit versuchten immer mehr Menschen, Sicherheit und innere Stabilität durch die Aneignung von Macht und Reichtum zu erreichen. Jetzt wächst eine Generation von Menschen heran, die die Folgen dieser scheinbar so überaus erfolgreichen Strategie zu spüren bekommt. Sie hat ihnen eine ausgeplünderte Erde, eine verpestete Umwelt, eine unwiederbringlich verlorene Vielfalt von Lebensformen beschert und läßt immer mehr Menschen mit dem Gefühl zurück, allein zu sein und allein zu bleiben in einer immer bedrohlicher werdenden Welt. So ist die anfängliche Begeisterung über die großartigen Leistungen des menschlichen Verstandes in dem Maß verflogen, in dem diese neue Generation begreifen mußte, daß die intellektuellen Fähigkeiten des Menschen prinzipiell für alles Mögliche und Denkbare nutzbar sind.

So geht das Zeitalter der Vernunft mit zwei bemerkenswerten Erkenntnissen zu Ende. Erstens: Die Art und Weise, wie ein Mensch sein Denkorgan benutzt und was er damit produziert, hängt davon ab, von welchem Gefühl er beherrscht, von welcher Motivation er getrieben, von welchen Absichten er geleitet wird. Und zweitens: Wenn der Egoismus zum Leitmotiv des Denkens, Fühlens und Handelns von immer mehr Menschen wird, ist alles möglich, nur eines nicht: die Liebe.

Ähnlich schnell wird es den Südseeinsulanern mit ihrer Seefahrerkunst auch ergangen sein. Eine, zwei, drei Generationen ließen sie sich von dem Zauber der neu entdeckten Inseln begeistern, und weg war das so lang überlieferte und vervollkommnete Wissen. Die

Fähigkeit ihrer Väter, seetüchtige Schiffe zu bauen, war ebenso verschwunden wie deren Sehnsucht, die Grenzen und Schranken ihrer bisherigen, immer enger werdenden eigenen Welt mit Hilfe dieser Schiffe zu durchsegeln.

Die Menschen und die Liebe

Eine kurze Liebesgeschichte

Es gab Zeiten, in denen die Menschen ganz anders über die Liebe dachten als heute. In ihrer Vorstellungswelt war Liebe die einzige, alle Menschen in all ihrer Verschiedenheit wahrhaft verbindende Kraft. Ohne die Liebe zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und ihren Kindern, zwischen den Mitgliedern einer Familie, einer Sippe, eines Stammes, zwischen Freunden und bisweilen sogar zwischen Freund und Feind, ohne dieses tiefe Gefühl von Verbundenheit und Zusammengehörigkeit hätten sich diese Menschen ihr Überleben in einer sich ständig verändernden, bedrohlichen Welt nicht vorstellen können.

Diese Binsenwahrheit hatten wahrscheinlich bereits die ersten Truppführer der in den weiten Savannen Afrikas vor zigtausend Jahren umherziehenden Menschenhorden intuitiv begriffen. Die Oberhäupter der ersten sumerischen Siedlungen und Städte werden diese menschenverbindende Kraft bereits genutzt haben, um ihr Völkchen zusammenzuhalten und das Denken und Handeln ihrer Untertanen in die von ihnen gewünschte Richtung zu lenken. Die Israeliten werden nicht der erste Stamm gewesen sein, dem seine Führer glaubhaft zu machen versuchten, sie seien etwas ganz Besonderes und sie besäßen etwas, das allen benachbarten Stämmen abginge: einen eigenen Gott.

Je besser es einem Anführer gelang, den Menschen seines Stammes, seiner Volksgruppe, seiner Nation, ein Gefühl von Zusammengehörigkeit und Solidarität zu vermitteln, desto leichter ließen sich die geistigen und körperlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten der einzelnen Mitglieder nutzen, zur Festigung des Gemeinwesens, zur Vermehrung des Besitzes, zur Abwehr von Feinden, zur Unterwerfung von Nachbarn und zur Erschließung neuer Ressourcen. Den Namen dieses Gefühls, das den einzelnen dazu bringt, sich mit anderen Menschen zu identifizieren und all sein Wissen und Können für den Erhalt und das Wohlergehen der Gemeinschaft, in der er lebt, einzusetzen, haben wir inzwischen fast schon vergessen.

Diejenigen menschlichen Gemeinschaften, deren Anführern es nicht gelang, dieses starke Gefühl zu wecken und zu erhalten, sind über kurz oder lang untergegangen, wurden aufgesogen oder unterworfen von den anderen oder sind – wie die Südseeinsulaner und andere versprengte Volksgruppen – auf der Entwicklungsstufe stehengeblieben, die sie bis dahin erreicht hatten. Das gesamte Gebiet der gemäßigten Klimazone des eurasischen Erdteils war offenbar ein riesiger Schmelztiegel miteinander konkurrierender Volksstämme, von denen sich nur diejenigen behaupten konnten, die dieses starke Zusammengehörigkeitsgefühl besaßen und in der Lage waren, die durch dieses Gefühl freigesetzten Kräfte und Fähigkeiten für ihr gemeinsames Überleben zu nutzen. Staunend stehen wir noch heute vor den unglaublichen Leistungen dieses relativ kurzen und auf eine relativ kleine Region beschränkten Abschnitts der Menschheitsgeschichte, vor den Ruinen von Uruk und Babylon, vor den sumerischen Tontafeln, vor den Pyramiden der Ägypter, vor

ihren ersten Landkarten und astronomischen Berechnungen. Plötzlich war alles da, die Schrift, die Kunst, die Literatur, die Wissenschaften, die Religionen, sogar das Geld und die Steuern. In relativ kurzer Zeit hatten die Menschen dieser Zeit mit unvorstellbarer Gestaltungskraft das gesamte Fundament errichtet, auf dem unsere heutige Welt noch immer steht. Eine Mutation der für die Hirnentwicklung verantwortlichen Gene war für diesen Entwicklungssprung nicht verantwortlich. Seit dreißigtausend oder gar einhunderttausend Jahren hat sich die genetische Ausstattung des Menschen nicht mehr verändert. Das Gehirn und der Intelligenzgrad dieser Menschen unterschied sich auch nicht von dem ihrer noch in wilden Horden umherziehenden Vorfahren. Aber eines hatte sich grundlegend gewandelt: Die gesellschaftlichen Beziehungen, die darüber bestimmten, wofür und wie diese Menschen ihr Gehirn benutzten.

Aus den ehemals lockeren Familienstrukturen der Jäger und Sammler waren vor zehn- oder zwanzigtausend Jahren mehr oder weniger seßhafte Familienverbände geworden, und die boten eine bis dahin nicht vorhandene Möglichkeit der Sozialisation: die primäre Bindung der Kinder an ihre Eltern ließ sich auf alle anderen Mitglieder der Großfamilie, des Clans, übertragen. Die ursprüngliche emotionale Beziehung, die Kinder als Bindung an ihre primären Bezugspersonen entwickeln und die wir üblicherweise schon mit dem Begriff »Liebe« verknüpfen, konnte so immer stärker ausgeweitet werden. Die Grundeinstellungen, Ziele und Motive der Mitglieder des Clans wurden ebenso übernommen wie deren Wissen und deren Fertigkeiten. Die Identifikation der Heranwachsenden mit den Zielen, Wünschen und Vorstellungen des Clans wurde in besonderer Weise durch Überlieferungen der

Entstehungsgeschichte und des bisherigen Entwicklungsweges der ursprünglichen Großfamilie verstärkt. Wie es das Alte Testament in anschaulichster Weise beschreibt, entstanden auf diese Weise enge Familien- und Stammesgemeinschaften, deren Mitglieder durch ein heutzutage unvorstellbar intensives Zusammengehörigkeitsgefühl verbunden waren. Dieses Gefühl umfaßte nicht nur die lebenden, sondern auch die bereits verstorbenen Mitglieder des Clans. Seine Anfänge sind wohl in der Zeit zu suchen, aus der die ersten Anzeichen eines Ahnenkultes stammen, als die ersten Menschen daran gingen, ihre Ahnen zu bestatten, also vor etwa 50 000 Jahren.

Damals hat ein neuer Abschnitt der Menschheitsgeschichte begonnen. Aus dem ursprünglich schwach entwickelten Zusammengehörigkeitsgefühl nomadisierender Horden, diesem Gefühl einer durch äußere Zwänge geformten Notgemeinschaft von Menschen, die nicht sehr alt wurden, wenig zu überliefern hatten, noch sehr instabile soziale Strukturen besaßen und durch nicht mehr viel miteinander verbunden waren als durch die Angst vor äußeren Feinden und die Notwendigkeit, gemeinsam zu jagen, war allmählich ein immer festeres Band geworden, das alle Mitglieder des Clans umspannte, die Alten, die Schwachen, selbst die, die schon gestorben waren, und vielleicht sogar die noch nicht einmal Geborenen. Diese starke emotionale Bindung jedes einzelnen an die Gemeinschaft wurde zur entscheidenden Triebfeder für die Entfaltung der bis dahin zwar vorhandenen, aber nur durch die Angst um das eigene, nackte Überleben gelenkten geistigen Potenzen des Menschen.

Mit Hilfe der durch diese neue Motivation freigesetzten Kräfte gelang es den ersten Großfamilien, die in ihren Siedlungsgebieten vorgefundenen Ressourcen

immer besser zu erschließen und gegenüber anderen zu verteidigen, eine immer stabilere Sozialstruktur aufzubauen, eine immer länger zurückreichende eigene Tradition zu entwickeln und weiterzugeben und auf diese Weise das innere Band, das ihren Zusammenhalt sicherte und das die Triebfeder all dieser gemeinsamen Leistungen darstellte, immer fester zu spannen.

Irgendwann jedoch zerreißt jedes Band, wenn das, was es umspannen soll, nicht aufhört zu wachsen. Aus den ursprünglichen Großfamilien waren Volksstämme geworden, die andere unterworfen oder sich mit anderen Völkern vereinigt hatten. Es wurde immer schwieriger, die Bindung all dieser Menschen an dieses immer größer werdende gesellschaftliche Gebilde zu sichern und eine gemeinsame Identität zu schaffen. Die zu groß gewordene Gemeinschaft begann aus ihren alten Nähten zu platzen. Die tradierten Wert- und Normvorstellungen der miteinander verbundenen Stämme lösten sich allmählich auf und gerieten in Vergessenheit. Innere Konflikte traten zunehmend offen zutage, zwischen privilegierten und weniger privilegierten Stämmen und Volksgruppen, zwischen Alteingesessenen und Neulingen, zwischen Armen und Reichen. Eigennütziges Denken und Handeln nahm überhand und verdrängte das alte Gefühl der Zusammengehörigkeit. Die mit Hilfe dieses alten Bandes geformten gesellschaftlichen Strukturen begannen auseinanderzufallen. Der Turm von Babel ist das Symbol für eine bisher nie dagewesene Gemeinschaftsaktion. Am Ende hatten sich zu viele Menschen mit zu unterschiedlichen Vorstellungen und Motiven daran beteiligt. Das ganze Gebilde begann nun auseinanderzubrechen. Was am Ende übrigblieb, war eine große (biblische Sprach-)Verwirrung. Das alte Band war zerrissen, und ein neues Band war nicht in Sicht.

Mancher machte sich damals fertig für den Weltuntergang. Andere suchten ihr Heil in der Befriedigung privater Interessen.

Viele, noch immer getragen von den Überresten der alten Bindung, hofften auf die Wiederherstellung des alten Bandes in neuer, größerer Gestalt. Sie erwarteten die Ankunft eines Propheten. Der kam, und er hatte endlich auch einen Namen für das Band, das er ihnen anbot: *Liebe*. Aber das war nicht mehr die alte emotionale Bindung zwischen den Mitgliedern der nunmehr aus allen Nähten geplatzten Großfamilien und Volksstämme, sondern eine neue, schrankenlose, alle Menschen umfassende Liebe. Was der Messias verkündete, war Nächstenliebe, gleichgültig, wer dieser Nächste war, ob Frau oder Mann, ob Kind oder Greis, ob arm oder reich, ob Freund oder Feind. Die neue Liebe war grenzenlos und ihr Sinnbild ein allmächtiger, alle Menschen liebender Gott. Damit hatte ein neuer Abschnitt in der Liebesgeschichte der Menschheit begonnen.

Die Botschaft des Nazareners kam zum rechten Zeitpunkt. Sie hat der weiteren gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklung der Menschen seiner Zeit eine neue Richtung gegeben. Viele waren damals offenbar bereit, dieses neue Band zu ergreifen. Für viele andere war es hingegen in fast jeder Beziehung ganz einfach zu weit. Sie fühlten sich durch die Überreste des alten Bandes besser zusammengehalten. Vielleicht lehnten sie sogar schon jedes Band ab, das ihr Denken und Handeln in eine bestimmte Richtung zu lenken drohte. Sie waren mächtiger als er, und sie hatten doch Angst vor seiner Botschaft. Also haben sie ihn gekreuzigt. Seine Idee einer wahrhaft menschlichen, von Nächstenliebe bestimmten Welt war seitdem jedoch nicht

mehr totzukriegen. Bis heute zählen wir jedes Jahr, das vergangen ist, ohne daß sich diese große Vision erfüllt hätte. Inzwischen sind es etwa zweitausend.

Was zu Beginn als kraftvolle, sich rasch ausbreitende Bewegung dazu beigetragen hatte, den individuellen, sich voneinander abgrenzenden und auseinanderstrebenden Entwicklungstendenzen der verschiedenen Völker eine gemeinsame Idee, ein gemeinsames Gefühl, einen gemeinsamen Glauben entgegenzustellen, ist im Lauf der Jahrhunderte vom Sand der Geschichte verschüttet worden. Für viele Menschen blieb das Band, das der Nazarener seinen Zeitgenossen angeboten hatte, auch noch einige Jahrhunderte später viel zu weit. Anderen wurde das Band durch die im Lauf der Jahrhunderte stattgefundene Aufspaltung der ursprünglichen Bewegung in verschiedene Glaubensrichtungen zu stark zerfasert, und wieder anderen erschien es durch die Abgrenzungsbemühungen und den wachsenden Dogmatismus, der mit der Institutionalisierung der einzelnen Strömungen dieser Bewegung einherging, viel zu eng.

Der Ruf nach Veränderung wurde daher gegen Ende des Mittelalters immer lauter. Ein neues Band wurde gesucht und gefunden, um die auseinanderstrebenden Kräfte der Gesellschaft zusammenzuhalten: Es hieß »Glaube an den Fortschritt und die menschliche Vernunft«. Das Zeitalter der Suche nach objektiven, unbestechlichen und praktisch nutzbaren Erkenntnissen war angebrochen. Der Siegeszug der Naturwissenschaften begann dort, wo die alten Dogmen am unhaltbarsten geworden waren, auf dem Gebiet der Astronomie. Getragen von den hier mit Hilfe unbestechlicher Beobachtungen und mathematischer Berechnungen er-

zielten Erfolgen entstanden Physik und Chemie. Sie lieferten eine Fülle von praktisch nutzbaren Erkenntnissen, die das Leben der Menschen in einem bisher nicht gekannten Tempo veränderten. Die Begeisterung darüber, daß das bisher für unmöglich Gehaltene durch die Entwicklung von Wissenschaft und Technik nun auf einmal möglich gemacht wurde, griff immer stärker um sich und erfaßte alle Schichten der Bevölkerung.

Naturwissenschaftler begannen sich nun auch der kompliziertesten Materie, dem Leben selbst, zuzuwenden. Mit den von den klassischen Naturwissenschaften entwickelten und so erfolgreich eingesetzten Denkweisen und Verfahren gingen Biologen daran, die vielfältigen Formen lebender und fossiler Arten zu systematisieren, die Entwicklungslinien der heute noch lebenden Organismen zurückzuverfolgen, sie bis in ihre kleinsten Bestandteile zu zerlegen und die ihrem Bauplan zugrundeliegenden Informationen zu entschlüsseln. Der Mensch erwies sich als ein Lebewesen wie alle anderen. Seine Entwicklung wurde scheinbar ebenso exakt von genetischen Anlagen gesteuert wie die aller anderen Lebewesen. Sein Verhalten wurde scheinbar ebenso zwangsläufig von den in sein Gehirn einprogrammierten Verschaltungen bestimmt wie das Verhalten aller anderen Säugetiere. Er hatte scheinbar noch die gleichen Instinkte wie diese. Er besaß lediglich ein größeres, sich langsamer entwickelndes Gehirn und konnte deshalb mehr lernen. Die Beziehungen zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern und zwischen den verschiedenen Individuen der menschlichen Gemeinschaft wurden scheinbar von den gleichen Kräften bestimmt wie die aller anderen in ähnlichen Beziehungen lebenden Tiere. Die Vorstel-

lung von der göttlichen Schöpfung war widerlegt. Der Glaube an eine, alle Menschen vereinende, göttliche Liebe, das zweitausend und mehr Jahre alte Band, das die menschliche Gesellschaft im Abendland bisher zusammengehalten hatte, war mit der Schärfe des nackten Verstandes ein für allemal durchtrennt worden.

Ratlos stehen wir nun heute vor den Folgen einer bisher nie dagewesenen ungeordneten Entfaltung der geistigen Potenzen vieler, von den unterschiedlichsten Gefühlen, Motiven und Antrieben beherrschter Menschen. Nicht ein notorischer Mangel an Verstand, sondern ein mangelndes Wissen über die Bedeutung eines gemeinsamen, unser Denken und Handeln in eine bestimmte Richtung lenkenden Gefühls hat uns dieses gesellschaftliche Chaos beschert.

Mehr über dieses unsichtbare, unmeßbare und unzählbare gemeinsame Gefühl in Erfahrung zu bringen und dieses Wissen weiterzutragen ist deshalb zur dringlichsten Aufgabe unserer Zeit geworden.

Wir haben keine andere Möglichkeit, als den einmal beschrittenen Weg konsequent weiterzugehen und unsere geistigen Fähigkeiten zu benutzen, um das Band wiederzuentdecken, das aus Unwissenheit im Taumel der Aufklärung mit dem harten Besen einer scheinbar objektiven Vernunft beiseite gekehrt worden ist.

Es ist verstaubt und spröde geworden in diesem Kehrighaufen, aber es ist noch da. Es lohnt sich also danach zu suchen. Wir müssen es ausgraben, bevor es ganz zerfallen ist.

Die Naturforscher und die Liebe

Eine fragwürdige Geschichte

Am Ende des 19. Jahrhunderts hatten sich die Ideen der Aufklärung in Europa soweit durchgesetzt, daß eine neue, vom Ballast mittelalterlicher Dogmen befreite Generation von Wissenschaftlern endlich darangehen konnte, ein Rätsel der Natur nach dem anderen zu lösen und die so gewonnenen Erkenntnisse für den Menschen nutzbar zu machen. Nur wer die Natur kennt, so argumentierten sie, kann ihre Kräfte in seinen Dienst stellen. Immer neue Erfindungen würden die Wissenschaftler zum Wohl der Menschheit hervorbringen. Die alten Geißeln der Menschheit, Armut, Pest und Cholera würden besiegt, und jahrhundertealte Träume würden endlich wahr. Wie früher die Religion Wunder aufgeboten hatte, um die Menschen von der Richtigkeit ihrer Behauptungen zu überzeugen, konnte auch diese neuentstandene Naturwissenschaft Wunder vollbringen, daß den Laien fürwahr »das Maul offenstand« vor Staunen über all die dampfspeienden Stahlkolosse, funkensprühenden elektrischen Apparate, abstrusen Flugmaschinen und die vielen anderen, bis dahin unvorstellbaren Errungenschaften eines neuen Denkens.

Das Zeitalter der Wissenschaftsgläubigkeit war angebrochen, und kaum einer, am wenigsten die Naturwissenschaftler selbst, konnte sich diesem neuen Glauben entziehen, damals nicht, und wie es scheint, bis

heute nicht. Immer mehr dieser voller Bewunderung aufgerissenen Mäuler verlangten nach immer neuer Nahrung. Dem Bedürfnis, sie mit dem zu stopfen, wonach sie verlangten, wollten und konnten selbst solche Forscher nicht widerstehen, denen es bislang nur um die »reine Erkenntnis« zu tun war. Die Jagd nach den besten Brocken und nach den besten Positionen zur Fütterung der erwartungsvoll offenstehenden Mäuler hatte begonnen. Sie wurde zur entscheidenden Triebfeder einer Entwicklung, die als wissenschaftlich-technische Revolution selbst die verschlafensten Winkel unserer Erde aufrüttelte und nichts so ließ, wie es einmal gewesen war. Der naive, abgöttische Glaube so vieler Menschen an die Allmacht der Wissenschaft hatte bei den sehnsuchtsvoll angebeteten Forschern eine ungeahnte Entfaltung ihrer geistigen und handwerklichen Potenzen in Gang gesetzt. Aber selbst diejenigen, die davon überzeugt waren, daß sich kraft der Gedanken gewaltige Umwälzungen herbeiführen lassen, ahnten bereits damals etwas von der sonderbaren Kraft, die die Ideen lenkt, für die ein Mensch sogar zu sterben bereit ist.

»Ideen«, so schrieb der Privatgelehrte Karl Marx bereits 1843 als Redakteur der Rheinischen Zeitung »das sind Ketten, denen man sich nicht entreißt, ohne sein Herz zu zerreißen, das sind Dämonen, welche der Mensch nur besiegen kann, indem er sich ihnen unterwirft« (in: Friedenthal 1981, S. 163).

Auch jeder Naturforscher hängt mit seinem Herzen, das ihn auf die Suche nach neuen Ideen geschickt hat, wie mit Ketten an den auf dieser Suche gefundenen Vorstellungen. Wenn es ihm nicht gelingt, dieses Gefühl, das seine Gedanken bestimmt, mit Hilfe seines Verstandes zu erkennen und es bei seinem Namen zu

nennen, ist er verloren. Nur wenige Naturforscher haben sich bisher gefragt, von welchen Gefühlen, Antrieben und Motiven ihr Denken bestimmt wird. Weshalb auch? Vor einem Jahrhundert erst hat das Zeitalter der Wissenschaftsgläubigkeit begonnen. Seither treiben die Naturforscher, getrieben vom Wind ihrer Bedürfnisse nach Ruhm und Anerkennung, nach Macht und Einfluß sozusagen auf offener See umher und suchen nach Ideen, die ihnen jemand abkauft, weil er sie gebrauchen kann. Inzwischen sind sie von ihren alten Ruderbooten in global vernetzte High-tech-Schnellboote umgestiegen. Inzwischen sind auch die verständlichen Versuche einzelner Forscher, etwas zu beweisen, was nicht existiert, immer rascher an der Wachsamkeit anderer Konkurrenten um Ruhm und Anerkennung, Macht und Einfluß gescheitert, bisweilen vielleicht auch an der Wachsamkeit derer, die noch immer und allen Verlockungen zum Trotz von der Suche nach Wahrheit und dem Gefühl von Verantwortung beherrscht waren.

Inzwischen können die Biologen einen Menschen klonen und sein Genom entschlüsseln, aber auf die Frage, was die Liebe ist, bekommen wir entweder keine oder so viele Antworten, wie es Biologen gibt. Warum eigentlich? Karl Marx würde antworten: Die Naturforscher haben die Liebe nur verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, sie zu erleben.

Ein Ende der Odyssee ist also vorläufig noch nicht in Sicht.

Aber schauen wir uns an, wohin diese Reise bisher geführt hat.